

Die Krise des Geldes

Karl-Heinz Brodbeck

Die weiter schwelende Finanzkrise ist nur ein vorläufiger Höhepunkt einer zunehmend sichtbar werdenden Krise des Geldes überhaupt. Die von der Ökonomik bereit gestellten Modelle sind auf eine fundamentale Weise blind gegenüber dem, was Geld eigentlich ist. Erst wenn der Umfang deutlich wird, in dem das Geld tatsächlich die Lebenswelt der Menschen beherrscht, lässt sich die innere Dimension vieler Krisen der Gegenwart erahnen – damit aber auch die Größe der zu lösenden Aufgabe.

Die ökonomische Theorie beschreibt das Geld vorwiegend als klug ausgedachtes Tauschmittel. Meist wird das illustriert durch das Bild eines Marktes, auf dem viele versuchen, mitgebrachte Waren natural gegeneinander zu tauschen und dabei auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Nach und nach, so das ökonomische Märchen, hätten sich dann besondere Waren herausgebildet, die sich leichter tauschen lassen. Bis schließlich eine Ware – Geld – als Tauschmittel übrig blieb. Der Mangel dieser Erklärung ist leicht einsichtig: Erstens deutet historisch nichts auf solch eine Entwicklung, zweitens – vor allem – ist sie nicht schlüssig. Wie soll sich Geld auf Tauschmärkten evolutionär entwickeln, wenn solche Märkte in größerem Umfang ohne Geld gar nicht existieren können? Die Philosophie nennt solch ein Scheinargument *petitio principii*.

Wichtig ist an dieser Erklärung nur der ideologische Kern. Und tatsächlich ist Carl Menger, der diese Gelderklärung formuliert hat, der Begründer der österreichischen Schule der Nationalökonomie. Diese Schule hat vor allem durch das Wirken von Friedrich A. von Hayek und der von ihm dominierten Mont-Pèlerin-Society die Deregulierung der Märkte seit den 1980er Jahren und die Verselbständigung des globalen Finanzsystems ideologisch vorbereitet. Kern dieses Neoliberalismus ist der Gedanke, dass Geldprozesse aus den Märkten erwachsen und die Kraft haben, sich selbst zu organisieren. Der Tausch gilt als Fundament jeder Gesellschaft, weshalb Krisen das Resultat eines fremden Eingriffs in die Märkte sein sollen, nicht aus ihnen selbst erwachsen.

Die mit dem Neoliberalismus konkurrierenden Schulen der Ökonomie verwenden für das Geld ein Modell, das gerne durch die Metapher vom Öl in der Maschine beschrieben wird. Wenn die Wirtschaftsmaschine, der Wirtschaftsmotor stottert, dann müsse man Öl nachgießen: Die Zentralbanken sollen die Geldzufuhr entsprechend steuern. Diese Vorstellung vom Geld beherrscht im Kern die Politik der Zentralbanken. Wenn zu viel Öl, sprich Geld, ausgegeben wurde, funktioniert die Wirtschaftsmaschine gleichfalls nicht mehr: Es bilden sich Spekulationsblasen und die Verschuldung nimmt überhand. Dann heißt es Öl ablassen, will sagen, Sparprogramme sollen die Wirtschaft sanieren. Diese vielleicht etwas holzschnittartige Beschreibung trifft gleichwohl den Kern der Auseinandersetzungen in der Gegenwart zwischen jenen, die in Austeritätsprogrammen die Lösung von Geldkrisen sehen und der anderen, vor allem von Ben Bernanke und der US-Fed vertretenen Auffassung, es sei noch nicht genügend Geld gedruckt worden.

Geld ist aber weder eine evolutionär aus dem Tausch entstandene Ware, noch ist die Wirtschaft eine Maschine, die mit Hilfe des Geldes rund läuft. Auch der Glaube, dass es so etwas wie eine vom Finanzsystem und dem Geld weitgehend unabhängige „Realökonomie“ gebe, ist eine Illusion. Nicht zufällig folgen auf Finanzkrisen regelmäßig größere oder kleinere Krisen der Gesamtwirtschaft.

Geld ist kein Ding. Geld ist eine Form, in der sich die Menschen vergesellschaften. Und diese Reproduktion der Gesellschaft über das Geld beruht nicht auf besonderen Institutionen wie Banken oder Börsen, sie verläuft durch das alltägliche Rechnen, durch das Bewusstsein der Menschen hindurch. Die Wirtschaft wird nicht von einer unsichtbaren Hand gelenkt. Märkte sind kein „überbewusster Mechanismus“ (Hayek). Geld ist vielmehr eine Denkform in der wir

alltäglich Leistungen und Produkte, Menschen und Ideen, Institutionen und sogar die Natur bewerten und dadurch mit einem Preis versehen. Das Geld hat keinen inneren Wert. Sein Wert beruht auf einem kollektiven Glauben an solch einen Wert, ein Glauben, der – zirkulär – eben diesen Wert hervorbringt. Das ist leicht beobachtbar. Wenn bei Börsen-Crashes über Nacht Milliardenwerte vernichtet werden, wenn Immobilien in kurzer Zeit einen großen Teil ihres Werts verlieren, vor allem aber bei Inflationen wird offenbar, dass das Geld keine innere Stütze besitzt, die ihm Wert verleiht. Sein Wert besteht im Vertrauen der Menschen, das sie durch ihr Kalkulieren, Kaufen und Verkaufen täglich neu bekunden. Damit vernetzen die Menschen ihre Handlungen global. Sie tun dies stets auf dem Umweg über die Geldrechnung. Das Geld funktioniert aber nur auf diese Weise, wenn es unaufhörlich fließt, wenn es weitergegeben wird. Geld ist zugleich die notwendige Eintrittskarte für die globale Marktteilnahme ist; Geld ist eine Marktzutrittsschranke. Es wird im Takt der Hoffnungen und Ängste auf den Märkten immer wieder gehortet oder ausgegeben. Deshalb ist der Versuch, eine Geldmenge auf den Konten der Zentralbanken als fixe Größe ablesen zu wollen, eine Illusion. Die funktionierende Geldmenge beruht auf den Stimmungen und Launen der Marktteilnehmer. Da das Geld aber bei allen „realen“ Käufen und Verkäufen dazwischen tritt, hemmt oder beschleunigt dieses Verhalten auch die Realökonomie. Die ökonomischen Prozesse werden nur über das Geld zusammengehalten – oder gestört. Denn sie beruhen auf dem fundamentalen Vertrauen in den Wert des Geldes, das immer wieder durch Kredit- und Schuldenexzesse oder die Druckerpresse der Zentralbanken unterminiert wird. Letztlich ist die Ursache aller monetären Krisen solch ein Vertrauensmissbrauch.

Diese formende Rolle des Geldes für das alltägliche Rechnen und Denken hat Spuren im Subjekt hinterlassen – tiefe und schon sehr alte Spuren. Als die Kaufleute im ausklingenden Mittelalter daran gingen, nicht einfach nur zufällig vorgefundene Waren zu handeln, sondern selbst deren Herstellung zu organisieren, unterwarfen sie die Produktionsprozesse von Anfang an einem Kalkül. Die moderne Mathematik, hervorgegangen aus der kaufmännischen Rechnungspraxis, ist die zur getrennten Denkform gewordene Geldrechnung. Sie wurde zum Instrument der Natureroberung in der mathematischen Naturwissenschaft. Darin liegt notwendig durch diese Herkunft eine systematische Einseitigkeit, ein gewaltiger blinder Fleck. Die berechnende Haltung nimmt von den Naturprozessen stets nur das wahr, was sich berechnen und letztlich ökonomisch fruchtbar machen lässt. Die Rationalisierung des Alltags folgt diesem Muster der Geldlogik. „Ratio“ ist auch ursprünglich das römische Wort für „kaufmännische Rechnungslegung“.

Was im Zuge der Aufklärung die tradierten Gemeinschaften und Lebenswelten aufgelöst hat, erwuchs aus dem Geldverkehr und beherrscht heute in immer tieferer Weise global den Alltag der Menschen. Rational oder berechenbar zu sein, gilt als Tugend der Moderne. Und wenn Probleme im Umgang mit der Natur oder in der Gesellschaft auftauchen, dann versucht man, diese Probleme berechnend in den Griff zu bekommen – keineswegs nur in der Wirtschaft. Die Natur zeigt in der Ökologie, bei den geologischen Prozessen, im Bereich des Lebendigen oder auch beim Klimasystem jeweils noch ganz andere Seiten, die sich beim berechnend-technischen Zugriff nicht sogleich offenbaren. „Natur“ ist noch anderes und mehr als das, was sich dem mathematischen, damit letztlich dem Geldverkehr entstammenden Kalkül offenbart. Bei Katastrophen bemerken wir diesen blinden Fleck. Die Reaktion ist dann stets dieselbe: Man müsse das, was sich zeigte, eben zusätzlich berechnen und so in den Griff bekommen. Doch mit dieser Multiplikation technischer Zugriffe multiplizieren sich auch jene Seiten der Natur, die für das jeweilige Modell als blinder Fleck fungieren und den Namen „Zufall“ tragen. In Fukushima, beim Weltklima, der Bodenerosion, dem Artensterben usw. zeigen sich die Schattenseiten des berechnenden Zugriffs auf die Welt, der mehr und mehr durch das ökonomische Interesse, durch das Geldkalkül gesteuert wird.

Was für die Natur gilt, trifft in gesteigertem Maße auf die Wirtschaft und die Menschen selbst zu. Es wird zwar täglich, inzwischen im Millisekundentakt durch Computer an den Börsen

gerechnet, die Wechselwirkung all dieser Rechnungen ist aber unberechenbar. Es war ein großer Fehlschluss der Finanzmarkttheorie, aus der vermeintlichen Rationalität des Rechnens der Marktteilnehmer auf berechenbare Märkte zu schließen. Zwar kann man in Geld alles bewerten und mit einem Preis versehen. Die Gesamtheit dieses Prozesses beruht aber auf den milliardenfachen Entscheidungen kreativer Menschen und bleibt unberechenbar. Das grandiose Versagen der Ökonomik bei Prognosen ist ein einfacher Beleg dafür.

Weder die Verneigung vor dem Markt noch der Versuch, Geldprozesse zu steuern, bemerkt die unheimliche Nähe des Geldes: Die Denkformen, die die Ökonomie berechnend kontrollieren wollen, sind aus dem Geldverkehr erwachsen. Erst wenn das Geldsubjekt bemerkt, wovon es selbst beherrscht wird, besteht eine Chance, die gemeinsame Quelle der Krisen in der Moderne richtig zu diagnostizieren. Ohne eine grundlegende Reform des Denkens, nicht nur in den ökonomischen Wissenschaften, werden die Krisen nur ihr Kleid wechseln.

Gröbenzell, Mai 2012